Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1947-1948)

Artikel: Erste Begenung mit André Gide
Autor: Mann, Klaus
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758481

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ERSTE BEGEGNUNG MIT ANDRÉ GIDE

VON KLAUS MANN

Zur Zeit meines ersten Aufenthaltes in Paris, 1925, war Gides Werk in Deutschland noch kaum bekannt. Nur eine seiner Schriften, «Die Rückkehr des Verlorenen Sohnes», von Rainer Maria Rilke meisterhaft übersetzt, hatte beim breiteren Publikum einigen Anklang gefunden. Was sonst noch an deutschen Ausgaben vorlag, wurde nur wenig beachtet. Nicht einmal die intellektuelle Avantgarde, mit der Ausnahme einiger Kenner, war sich der Bedeutung André Gides bewußt.

Einer jener seltenen Kenner und Eingeweihten war Ernst Robert Curtius, damals der führende Romanist der Heidelberger Universität. Nur ganz wenige außerhalb Frankreichs waren so gründlich bewandert in den Schätzen französischer Literatur wie dieser weltoffene, weltfreundliche deutsche Gelehrte. Seine Bücher — besonders «Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich» (1923) und «Französischer Geist im neuen Europa» (1925) — taten mehr als ein Dutzend wichtigtuerischer Vereine, das «rapprochement» zwischen den beiden Ländern zu fördern und zu vertiefen.

Geistreich sowohl als profund, vereinigte Curtius die Tugenden des soliden Forschers mit einem persönlichen Charme, den man bei deutschen Professoren meist vergeblich sucht. Er war nicht nur ein guter Lehrer, sondern auch ein guter Gesellschafter — herzlich zugetan den Freuden eines gepflegten Tisches und einer gepflegten Konversation. Auf dieser Mischung aus heiterer Urbanität und ernster Geistigkeit beruhte eine Anziehungskraft, die sich sogar an einem so scheuen und wählerischen Menschen wie André Gide bewährte. Curtius durfte sich rühmen, zum engsten Freundeskreis des französischen Schriftstellers zu gehören.

Ich meinerseits, gerade achtzehnjährig, war stolz auf meine Freundschaft mit dem berühmten Professor. Während er seinen Lesern und Studenten die Nuancen und Bezüge in Gides literarischem Werk erläuterte, unterhielt er mich mit Anekdoten aus dem Privatleben des Dichters. Das Bild André Gides, wie ich es mir nach solchen Freundesberichten vorstellte, war liebenswert, wenngleich nicht ohne vertrackte, widerspruchsvolle Züge.

«Man muß ihn lange und gründlich kennen, um ihn zu verstehen und gern zu haben», sagte mir Curtius einmal — strahlend wie immer,

wenn er auf sein Lieblingsthema, André Gide, zu sprechen kam. «Und von seiner Arbeit, seiner geistigen Welt, muß man auch etwas wissen; sonst findet man ihn kapriziös, widerspruchsvoll, verwirrend. In Wirklichkeit ist er weder ein paradoxer Geist noch ein dämonischer — im üblichen Sinn des Wortes. Gide hat mehr Balance, mehr *Harmonie*, als die meisten seiner Zeitgenossen . . .»

Als ich mich zur ersten Reise nach Paris aufmachte, gab Curtius mir Empfehlungsschreiben an französische Freunde mit auf den Weg. Einer der Briefe war an André Gide.

«Sie müssen etwas diplomatisch mit ihm sein, besonders zu Anfang.» Dies schärfte Curtius mir noch beim Abschied ein. «Vor allem, fragen Sie ihn nicht nach seinen literarischen Plänen — darüber spricht er nicht gerne. Das ist so eine seiner Eigentümlichkeiten: er schreibt immer nur über sich selbst — und spricht nur über andere. Sowie von seinen eigenen Arbeiten die Rede ist, wird er wortkarg und verlegen. Das Thema scheint ihm auf die Nerven zu gehen . . .»

Kurz ehe mein Zug sich in Bewegung setzte, wiederholte Curtius noch einmal eine Mahnung, die ich schon bei früheren Gelegenheiten von ihm gehört hatte: «Und daß Sie mir nicht auf all den blöden Literatenklatsch hereinfallen, der in Paris über Gide im Umlauf ist! Sie wissen ja, wie die Leute schwätzen. Wenn so eine Kaffeehausgröße daherkommt und Ihnen erzählen will, mein Freund Gide sei ein wahrer Teufel in Menschengestalt, voller Tücken und Laster — dann lachen Sie dem Kerl einfach ins Gesicht! Und damit, gute Reise! Grüßen Sie die Champs-Elysées schön von mir!»

*

Gide war natürlich verreist. «Parti en voyage . . .» Das war die Antwort, mit der ich kurz und bündig abgefertigt wurde, als ich mich telephonisch bei ihm meldete. Meine Bekannten im «Café du Dome» und den «Deux Magots» schienen das kaum überraschend zu finden. «Was hatten Sie denn erwartet?» bemerkten sie, mit einer nicht ganz angenehmen Mischung aus Respekt und Bosheit. «‚Parti en voyage...': Dieses Sprüchlein bekommt jeder zu hören, der den großen Mann zu erreichen sucht. Er wird wirklich immer unzugänglicher . . .»

Ernst Robert Curtius hatte recht gehabt, wie ich nur zu bald erfahren sollte: Es war in der Tat erstaunlich, wieviel zweideutige Geschichten über Gide kursierten — eine Fülle müßigen Klatsches, der nicht nur von Gides Feinden, sondern leider auch von manchen seiner naiven Bewunderer eifrig nachgeplappert und weiter ausgeschmückt wurde. Um die Zeit meines ersten Pariser Aufenthaltes, im Frühling 1925, wucherte das giftige Geschwätz besonders üppig: Gide hatte

damals gerade eines seiner «skandalösen» Bücher publiziert — den «Corydon» (1924). Das Thema, mit dem der Autor sich in diesem Zyklus platonischer Dialoge auseinanderzusetzen wagte, galt als äußerst «risqué». Je größer der Ernst, die fast wissenschaftliche Objektivität der Betrachtungs- und Darstellungsweise, um so augenfälliger die Fragwürdigkeit des Gegenstandes. Selbst liberale Kritiker waren peinlich berührt. Man fand allgemein, daß Gide dieses Mal denn doch etwas zu weit gegangen sei. Die Presse reagierte teils mit eisigem Schweigen, teils mit unflätigen Pöbeleien.

Nicht als ob die Kampagne gegen Gide erst mit dem Erscheinen jener gewagten Studie begonnen hätte! Schon seit geraumer Zeit war gewissen chauvinistisch-sittenstrengen Literaten der mählich wachsende Weltruhm dieses Außenseiters auf die Nerven gegangen. Die Spannung zwischen Gide, dem Kosmopoliten, und dem nationalistischen Lager geht zurück bis zur Zeit vor dem ersten Weltkrieg; damals hatte der junge Autor des «Immoraliste» und der «Porte Etroite» die Säulen des konservativen Frankreich, Männer wie Maurice Barrès und Charles Maurras, keck herausgefordert. Der alte Zwist wurde nun neu entfacht, vor allem durch die aggressive Tücke einer populären Mittelmäßigkeit namens Henri Béraud.

Dieser flotte Kumpan — ein «Humorist» seines Zeichens — machte es sich zur Aufgabe, eine Gruppe von Schriftstellern, die er launigerweise als «die Langgesichter» bezeichnete, mit echt gallischem Witz zu verulken, wobei ein paar kleine Verleumdungen und Ehrabschneidereien denn wohl gelegentlich mitunterlaufen mochten. Es handelte sich bei diesen «Langgesichtern» um den Kreis von Dichtern und Philosophen, der sich im Lauf der Jahre um André Gide und die von ihm mitgegründete Zeitschrift, die «Nouvelle Revue Française», gebildet hatte. Der lustige Béraud hatte was gegen die ganze Bande — Marcel Proust, Paul Valéry, Jean Giraudoux, oder wie diese Stümper und Verräter sonst noch heißen mochten. Dem Humoristen waren sie alle ein Greuel; am weitaus greulichsten aber war ihm André Gide.

In Bérauds Zeitschrift «L'Eclair» konnte man lesen, daß es dem langgesichtigen Gide leider völlig an Talent und Charakter fehle. Dieser ausgepichte alte Zyniker glaubte weder an die alleinseligmachende Kirche noch an «la grande nation». An was glaubte er denn? An gar nichts, wie «L'Eclair» mit Ekel feststellen mußte. Hätte er wenigstens Humor gehabt, wie der köstliche Béraud! Aber nach «L'Eclairs» Ansicht war André Gide fast überhaupt nicht komisch. Ein aufgeblasener Pedant, von deutscher Philosophie vergiftet — langweilig sowohl als lasterhaft! «Und wo war denn Monsieur Gide während des Krieges?» fragte Monsieur Béraud. «Hat man je eine patriotische Aeußerung von diesem wurzellosen Internationalisten gesehen?»

Anstatt seine Zeit mit chauvinistischen Phrasen zu vertun, hatte Gide sich während des ganzen Krieges einer wahrhaft patriotischen und menschenfreundlichen Organisation, dem «Centre franco-belge», zur Verfügung gestellt. Aber er verschmähte es, das Geschwätz eines Béraud richtigzustellen. Im Gegenteil, die kläffende Gehässigkeit des rabiaten Spießers schien ihn eher zu amüsieren. Er dachte daran, dem wildgewordenen Humoristen eins seiner Bücher zu widmen — «zum Dank für manche Stunde herzhaften Gelächters».

Inzwischen aber zog der Skandal immer weitere Kreise. Die ganze reaktionäre «Journaille» der Hauptstadt wurde gegen Gide mobil gemacht. Sein «verderblicher Einfluß auf die französische Jugend» war das Lieblingsthema tugendhafter Feuilletonhyänen. Dieselben Verleumder, die Gide genug Macht und Energie zutrauten, um eine ganze Nation zu korrumpieren, mokierten sich über seine «totale Erfolglosigkeit». Logik ist Nebensache! Das geifert sich aus — unverantwortlich, schier von Sinnen vor Gehässigkeit. Erst wird behauptet, ein gewisser Schriftsteller verseuche Millionen mit seinen perversen Ideen — und im nächsten Satz heißt es dann, daß derselbe Autor überhaupt keinen Anhang habe, eine traurige Figur sei das ja, ein Gespött, gar nicht ernst zu nehmen.

Wenn die ausschweifende Hetzkampagne es auch nicht vermochte, Gides Stellung zu untergraben oder seinen Einfluß abzuschwächen — es glückte den Kläffern doch, den persönlichen Ruf, die Legende des Dichters zu verzerren und zu verfälschen. Dank der unermüdlichen Wühlarbeit der Massis und Béraud erhielten und verdichteten sich die kindlichen Gerüchte über die «Dämonie» André Gides. Hätte ein normales Menschenwesen so viel widerspruchsvolle Züge und Tendenzen in sich vereinigen können?

Sein ganzes Leben war Herausforderung und Geheimnis. Der Sohn eines wohlhabenden bürgerlichen Geschlechts schien seine böse Lust in der Verhöhnung bürgerlicher Moral zu finden. Nichts konnte anstößiger, nichts verwirrender sein als die frivole Selbst-Degradierung des geborenen Aristokraten. Aus lauter diabolischer Neigung zum Gefährlichen ließ dieser intellektuelle Abenteurer sich vom einen Extrem ins andere treiben: von der religiösen Ekstase zur heidnischen Sinnlichkeit, von tiefster Melancholie zu euphorischem Ueberschwang. Er präsentierte sich als der «Immoralist», war aber stets mit moralischen Fragen beschäftigt. Er vergötterte seine Frau, machte indessen kein Hehl aus seinem Penchant für dunkelhäutige Araberknaben. Wer kannte sich da noch aus?

Selbst seine Freunde schienen verwirrt von diesem schillernd paradoxen Charakter, dessen Faszination sich übrigens auch die erbittertsten Feinde nicht entziehen konnten. Manchmal sah es so aus, als ob

Gides Gegner noch tiefer von ihm bezaubert wären als seine Bewunderer. Ob sie ihn einen «Teufel» nannten oder einen «Betrüger» — sie konnten es doch nicht lassen, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Ihr insistenter Protest mehrte den Ruhm des Verhaßten.

Nie vergesse ich das zugleich zärtliche und gequälte Lächeln, mit dem ein junger Franzose — katholischer Konvertit und werdender Priester — mir eine Photographie André Gides zeigte. Es war eine gute Aufnahme, ich bewunderte sie. «Mais oui, il est beau», bestätigte der fromme junge Mann. Und dann, mit einem flüchtigen Schaudern: «Que voulez-vous? C'est la beauté du diable . . .»

*

Einige Monate waren vergangen, es war schon beinahe Sommer, als ich endlich ein paar säuberlich geschriebene Zeilen von André Gide bekam. Er war in Paris — freilich wieder nur vorübergehend, wie er gleich hinzufügte. Er wünschte, mich zu sehen. Ob ich ihn am nächsten Dienstag gegen ein Uhr zum Frühstück abholen könnte?

Die freundlich provinzielle Straße, nicht weit vom Boulevard St-Germain, wo Gide in Paris logiert — «la tranquille rue Vaneau», wie er sie in den «Caves du Vatican» nannte — war mir schon seit längerem bekannt. Ein paar Tage nach meiner Ankunft in Paris war ich dorthin spaziert, um mir das Haus des Dichters andächtig zu betrachten. Uebrigens gab es nichts Besonderes dran zu sehen, jedenfalls nicht von außen. Nun sollte ich also das Innere kennenlernen.

Ein etwas wackeliger Lift trug mich zur höchsten Etage — der sechsten, wenn ich nicht irre. Der junge Mann, der mir die Türe öffnete, stellte sich als Marc Allegret vor. Er sah angenehm aus — schlank und brünett, von selbstsicherer Beweglichkeit, dazu ein hübsches Gesicht mit straffen, intelligenten Zügen. Er führte mich in Gides Studio, wo er mit dem Sortieren von Büchern und Papieren beschäftigt gewesen war. Der Raum machte einen chaotischen Eindruck, mit Stößen von Büchern und Manuskripten auf allen Regalen, Tischen und Sitzgelegenheiten. Sogar auf dem Fußboden häuften sich die Broschüren, Luxusausgaben, Zeitschriften und Mappenwerke.

Allegret bat um Entschuldigung. Gide und er, so erklärte er mir, seien im Begriffe, eine lange Reise ins Innere Afrikas anzutreten. «Es wird hohe Zeit, daß wir endlich wegkommen», sagte der junge Mann. «André braucht eine gründliche Luftveränderung . . .» Er seinerseits freute sich auf die Expedition vor allem aus beruflichen Gründen. Eine Reise zum Kongo — welch unvergleichliche Gelegenheit für einen jungen Photographen! Ich erfuhr, das Marc Kameramann werden wollte — «oder vielleicht auch Filmregisseur . . .»

Was die Bücher anging, so waren sie samt und sonders zum Verkauf bestimmt; die Auktion sollte nächstens stattfinden. Ich schlug aufs Geratewohl einen der Bände auf und war erstaunt, auf der Titelseite eine herzliche Widmung in der Handschrift des Autors zu finden — eines recht bekannten Autors übrigens. Sollte auch dieses Buch versteigert werden? Der Schriftsteller, der es gespendet hatte — so gab ich zu bedenken — könnte eine solche Geste als verletzend empfinden.

Gerade das war die Absicht, wie mir Allegret mit einem bösen Lächeln versicherte. Der öffentliche Verkauf all dieser signierten Exemplare hatte den ausdrücklichen Zweck, die Verfasser zu ärgern und bloßzustellen. Denn eben jene Literaten, von denen die ehrerbietigen Dedikationen stammten, hatten schmählich versagt, als es ihre Pflicht gewesen wäre, den Autor des «Corydon» zu verteidigen.

Merkwürdigerweise kann ich mich durchaus nicht des Augenblicks erinnern, in dem Gide den Raum betrat; ich weiß auch nicht mehr, wie er aussah und was er sagte, als ich ihm vorgestellt wurde. Es war, als ob er sich irgendwie ins Zimmer gestohlen hätte — geräuschlos, unbemerkt einer Versenkung entsteigend, um mich dann unverweilt in den Falten seines weiten, verwitterten Lodenüberwurfs davonzutragen. Das erste Bild von ihm, das in meinem Gedächtnis bleibt, ist das eines hageren Wanderers, der, an meiner Seite rüstig ausschreitend, sich auf dem Boulevard ergeht.

Mit trockener, gleichsam vom Wind gegerbter Haut und sehnigschlanker Figur, macht Gide den Eindruck eines Mannes, der viele Stunden täglich in freier Luft mit sportlichem Training verbringt. (Tatsächlich hat er eine Vorliebe für ausgedehnte Spaziergänge, ist aber sonst allen athletischen Exerzitien durchaus abgeneigt. «Pas de sport!» war seine lakonische Erklärung, als man ihn einmal nach dem Geheimnis seines jugendlichen Aussehens fragte.) Trotz leicht gebückter Haltung bewegt er sich mit einer gewissen schwingenden Elastizität. In seiner weiten, mißfarbenen Pelerine und mit dem breitrandigen Schlapphut wirkt er wie ein etwas exzentrischer Priester oder Professor. Das Gesicht ist ausdrucksvoll und sensitiv, mit einer hohen, edel gebildeten Stirn, schmalen, asketischen Lippen und seltsam mongolisch geschnittenen Augen, die unter dunkel-buschigen Brauen aufmerksam, oft beinah listig blicken.

Sein Habitus ist der eines Menschen, der sich ständig bemüht, heiter und ruhig zu scheinen, während er innerlich nervös vibriert. All seine Gesten, sogar die Stimme und bedachtsam-wohlgesetzte Redeweise, haben das heimliche Zittern dieser willensstark disziplinierten Erregung. Kleine Angewohnheiten — ein häufiges Schnüffeln, das Spiel der Finger mit der Zigarette — verraten eine Spannung, die dank konsequenter und bewußter Selbstkontrolle sonst latent bleibt. Zu-

weilen gibt es in seinem Blick ein jähes, verwirrendes Funkeln — unheimliche Blitze, die wie warnende Signale aus der vulkanischen Tiefe seines Wesens nach oben kommen.

Während dieser ersten gemeinsamen Mahlzeit, die wir in einer bescheidenen «Brasserie» nahe dem Jardin du Luxembourg einnahmen, geschah es zweimal, daß solch wunderliche kleine Wetterleuchten plötzlich seine Miene veränderten. Die erste «Entladung» fand statt, als ich ihm eine Zigarette offerierte. Er hatte unabläßig geraucht, sowohl vor der Mahlzeit als auch während dieser. Nach dem Essen aber vergaß er überraschenderweise, sich seine «Gauloise bleu» anzuzünden. Ich bot ihm eine meiner Camels an, woraufhin er mit einer Geste fast entsetzter Abwehr den Arm hob. «Es ist ein schreckliches Laster!» Er hatte ein zweideutiges Lächeln, während er dies ausrief — und da war auch schon das Warnungsfunkeln! Plötzlich nachdenklich und beinahe feierlich, fügte er noch hinzu: «Meistens bin ich zu schwach, um zu widerstehen. Es ist eine Schande . . .»

Später kam er auf das Zigarettenthema in einem anderen Zusammenhang zurück. Wir sprachen über einen gemeinsamen Freund, der dem Morphium verfallen war, und ich fragte Gide, ob er jemals Drogen dieser Art versucht habe. Er verneinte dies, übrigens beinahe ärgerlich, und schaute dann sinnend ins Leere. Als er schließlich wieder zu sprechen begann, blieb sein Blick sonderbar fern und zerstreut. «Zigaretten sind teuflisch genug.» Es klang, als ob er zu sich selber redete. «Wenn ich jemals eine Opiumpfeife anrührte oder mir eine Morphiumspritze machte — es wäre aus mit mir, für immer . . . Ich habe keine Kraft, dem Uebel zu widerstehen. Ja, im Begehren bin ich stark und zäh: so stark und zäh, daß ich meistens bekomme, wonach es mich gelüstet. Aber wenn es sich darum handelt, einer Versuchung gegenüber Zähigkeit und Stärke zu beweisen — alors ça, c'est une autre histoire . . .»

Das zweite Funkeln in seinem Blick ereignete sich, kurz ehe wir das Lokal verließen. Ein kleiner Junge kam mit Blumen an unseren Tisch; es war recht kümmerliches Zeug, was er uns da in seinem Körbchen bot. Kümmerlich war auch der Verkäufer —ein spindeldürres Bürschchen, vielleicht zehn oder elf Jahre alt, mit weiten und blanken Augen im gelblich-welken Gesicht. Gide gab ihm etwas Geld, lehnte aber die verdorrten Rosen ab — ein Verhalten, das den Kleinen offenbar verwunderte oder sogar verletzte.

Der Junge hatte sich kaum zurückgezogen, als Gide mir schon animiert zuflüsterte: «Haben Sie bemerkt, wie er mich angeschaut hat — ganz böse, von der Seite? Faszinierend — finden Sie nicht? Dieser wilde, raubtierhafte Haß in seinen Augen! Der Junge war tief gekränkt. Natürlich hat er die Blumen irgendwo gestohlen, und auch

Geld würde er stehlen, wenn die Gelegenheit sich ergibt. Aber Almosen — nein! Eine freundliche, selbstlose Geste wirft sein ganzes Weltbild über den Haufen und beleidigt ihn auch noch in seinem Ehrgefühl. C'est bien curieux, ça! C'est tout à fait remarquable . . .»

Wir sprachen über andere Gegenstände — über Goethe und Proust und die Reize Nordafrikas. Aber nach einer Weile unterbrach Gide sich plötzlich — nervös auffahrend, um sich blickend, ganz im Bann eines Phänomens, das mir unsichtbar blieb. «Ich habe Grund, zu vermuten», sagte er, mit dem Ausdruck eines halb humoristisch stilisierten, halb durchaus echten Schreckens, «in der Tat, ich bin *sicher,* daß unser junger Freund sich noch irgendwo hier in der Gegend aufhält. Wie unangenehm. Der Blumenjunge schneidet Gesichter hinter meinem Rücken! Gerade jetzt, in diesem Augenblick, verflucht er mich — ich spüre es ganz genau . . .»

Dann zuckte er die Achseln, sich gleichsam mit einer peinlichen, aber unabänderlichen Situation resigniert abfindend, und nahm die literarische Konversation wieder dort auf, wo er sie vorhin so jäh unterbrochen hatte. Er hat eine kuriose Art, zu sprechen, ohne den Mund zu öffnen. Die Zischlaute, die solcherart zwischen seinen Zähnen zustande kommen, werden vom nervösen Schnüffeln der Nase eindrucksvoll begleitet.

Er unterließ es, seiner literarischen Arbeiten und Absichten irgendwelche Erwägung zu tun, während ich meinerseits, dem Rate Ernst Robert Curtius' eingedenk, davon absah, indiskrete Fragen zu stellen.

Das genaue Datum dieses ersten Beisammenseins ist mir nicht mehr erinnerlich; es muß ein Tag in der ersten Hälfte des Juni gewesen sein, etwa zwischen dem siebenten und dem dreizehnten. Jahre später sollte ich in André Gides «Pages de Journal» diese lakonische Eintragung finden: «8. Juni 1925. ‚Les Faux-Monnayeurs' beendet.» Die nächste Notiz, vom 14. Juni, ist ebenso kurz und bündig: «Abreise zum Kongo.»

*

Er ist immer im Begriffe, aufzubrechen; sein Temperament läßt ihn nie lang am selben Ort verweilen. Einem oberflächlichen Beobachter mag Gides Leben wohl undiszipliniert vagabundenhaft erscheinen — ein zielloses, neurotisch gehetztes Schweifen. In Wahrheit jedoch sind seine Reisegewohnheiten nicht gar so exzentrisch. Freilich, er ist ein geborener Nomade — aber einer mit ziemlich genau geregeltem Programm. Ausmaß und Richtung seiner Wanderungen sind bestimmt von eigensinnig festgehaltenen Vorlieben und Aversionen. Ich weiß noch, wie überrascht, beinah schockiert er war, als ich ihm von einer Reise nach Skandinavien sprach, die ich damals vorhatte. «Was?» rief

er aus. «In den kalten, nebligen Norden wollen Sie fahren — nur so, zum Vergnügen? Das begreife ich nicht!»

Seine eigene Route beschränkte sich auf Mitteleuropa und die mediterrane Sphäre; hinzu kommen gelegentliche Ausflüge über den Aermelkanal, die aber viel weniger häufig sind als die Touren nach Deutschland, der Schweiz, Italien, dem französischen Süden und Nordafrika. Marokko, Tunis und Algier bedeuten ihm heute noch, was sie ihm früh geworden — den Inbegriff des Abenteuers und der Entspannung. Die Fahrt über den Atlantik hat er nie gemacht; auch der langgehegte Plan einer Expedition in den Fernen Osten ist nie ausgeführt worden. Die beiden weitesten Reisen, die er je unternommen, waren die zum Kongo, im Jahre 1925, und, elf Jahre später, die nach der Sowjetunion.

Er blieb in Bewegung, ein halbes Jahrhundert lang; aber seine Beweglichkeit hatte Maß und Ziel, wie auch seine geistigen Abenteuer. Seine Fahrten gingen nicht im willkürlichen Zickzack durch die Kontinente; eher waren sie ein stetes Kreisen um gewisse Zentren — Berlin und Biskra, Nizza und Neapel, München und Marrakesch, Genf und Genua. Und wenn die kleine Wohnung in der rue Vaneau ihm in der Tat kaum mehr bedeutete als ein gelegentliches Absteigequartier und flüchtiges «pied-à-terre», so ist damit nicht gesagt, daß er durchaus ohne Heim und Wurzel gewesen wäre. Es gab einen Ort, zu dem er immer zurückkehren und wo er sich zu Hause fühlen durfte — Cuverville, die ländliche Besitzung in der Normandie. Dort wurde er stets erwartet von einer sanften, geduldigen Seele — seiner Frau, die der Welt fast unsichtbar blieb. Gide tat ihrer wohl gelegentlich Erwähnung, wobei er sie zärtlich-verlegen als «ma pauvre femme» bezeichnete. Aber niemals, nicht einmal in seinem «Journal», hat er ausgesprochen, was doch all seine Intimen wußten — daß Emmanuèle und Cuverville ihm unentbehrlich waren, Hafen und Ruhepunkt im Dasein des Ruhelosen.

Ist er wirklich so besonders rätselhaft, dieser Mann André Gide? Freilich, die Polaritäten und Gegensätze in seinem Wesen — etwa der Kontrast zwischen seiner gewohnheitsmäßigen Unbehaustheit und seiner versteckten Neigung zum Häuslich-Idyllischen — mögen befremdlich wirken. Aber befremdliche Züge finden sich wohl in jedem — weshalb die Menschen meist einander fremd bleiben. Zum Verstehen bedarf es liebender Sympathie, die nicht häufig vorkommt, und übrigens auch eines Scharfblicks, der sich erst nach längerer Uebung herausbildet. Man muß einen Charakter in seiner ganzen Vielschichtigkeit erforscht und begriffen haben, um den Aeußerungen und Handlungen gerecht zu werden, durch welche diese bestimmte Individualität sich ausdrückt und beweist.

Im Fall André Gides ist es verhältnismäßig leicht, die Zusammenhänge zwischen dem scheinbar Zufälligen oder Nebensächlichen und dem Wesentlichen aufzudecken. Der Bezug zum Ganzen, zum Persönlichkeitskern, ist bei ihm in jeder Geste spürbar. Gleich unser erstes Zusammentreffen war in dieser Hinsicht aufschlußreich.

Der Verkauf der Bücher, zum Beispiel — scheinbar von geringem Belang —, wird bedeutungsvoller, wenn man ihn als typische Manifestation des Gideschen Wesens betrachtet. Warum trennte er sich denn von seiner Bibliothek? Sicher nicht, um ein paar tausend Francs einzunehmen — bei einem so vermögenden Mann dürfte dergleichen keine Rolle spielen. Der Wunsch, die treulosen Kollegen zu ärgern, mag teilweise bestimmend gewesen sein, wäre aber als einziges Motiv doch kaum befriedigend. Der eigentliche, entscheidende Antrieb kam wohl aus einer tiefer gelagerten Schicht — jener seelischen Gegend, in der die primären Aengste und Sehnsüchte eines Menschen beheimatet sind.

Eine der primären Obsessionen der Gideschen Seele ist die Abneigung gegen irdischen Besitz, die Angst vor Belastung, das Bedürfnis nach völliger Freiheit und Unbeschwertheit. Wer immer flugbereit zu bleiben wünscht, kann kein schweres Gepäck gebrauchen. Ballast ist ihm unerträglich — selbst solch relativ leichter Ballast wie ein paar hundert broschierte Bücher mit handgeschriebenen Widmungen. Besitz macht lahm! Besitz ist ein Gefängnis! Besitz klebt — wie die Sünde klebt der Besitz an dem, der nicht die Kraft hat, ihn von sich zu schleudern. Vielleicht *ist* Besitz Sünde? Oder was sonst wäre der Sinn jenes Christuswortes, in dem ein besitzesfroher Reicher, der in den Himmel will, mit dem Kamel verglichen wird, das sich durchs Nadelöhr zu drängen sucht?

Vielleicht gedachte Gide dieser schrecklichen Warnung, als er in sein Tagebuch schrieb: «Es gibt nur ganz wenige Dinge, die mir wirklich etwas bedeuten; aber ich weiß nicht, wie ich all das Ueberflüssige auf schickliche Art loswerden soll. Manchmal unternehme ich Reisen, eigens um mich von lästigem Besitz zu befreien.»

Der Teufel hat viele Masken und stellt mancherlei Fallen. Können auch Zigaretten zum Werkzeug Satans werden? Gide scheint dergleichen zu argwöhnen, wie er mir im Lauf unseres Zigarettengespräches zu verstehen gab.

Verwirrenderweise stellte ich später fest, daß es sich bei seinen Bemerkungen damals durchaus nicht um eine spontane Aeußerung gehandelt hatte, sondern um ein paradoxes Selbstzitat. Die Worte, die er mich bei dieser Gelegenheit hören ließ, waren in der Tat beinah genau dieselben, die ich bald danach in seinem «Falschmünzer»-Roman lesen sollte — nicht ohne ein leises Gruseln. Denn die erfundene Figur,

mit deren Stimme und Pathos der Autor im Restaurant zu mir gesprochen hatte, war keine andere als Pastor Vedel — eine wenig erfreuliche, mit wenig Sympathie geschilderte Erscheinung. In Vedels kleinlich-düsterem Weltbild wird die Zigarette zum Symbol einer sündhaften Lockung, welcher der willensschwache Moralist immer wieder erliegt.

Welch wunderliche Entdeckung! Ein Schriftsteller, der sich zeitweilig mit einer seiner Kreaturen identifiziert und ganze Sätze zitiert, die er dieser schon in den Mund gelegt hat, die aber, weil noch ungedruckt, dem Zuhörer nicht bekannt sein können — gut, dergleichen mag als Künstlerschrulle hingehen. Aber warum verfiel Gide gerade auf den fatalen Pastor? Warum zitierte und imitierte er ausgerechnet diesen verlogenen Pedanten, da es doch in seinem Werk, und gerade auch in den «Faux-Monnayeurs», so viele liebenswürdigere Charaktere gibt? Offenbar, er erniedrigte sich, machte sich vor sich selber lächerlich, indem er die erbärmlichen Skrupel Vedels vorbrachte, als ob sie seine eigenen wären.

Die moralischen Vorstellungen des Pastors sind primitiv und verzerrt; diejenigen Gides sind kompliziert und wahrhaftig. Vedel glaubt an ein paar starre Prinzipien, gegen die er sich heimlich vergeht; Gide bemüht sich um die Konzeption einer neuen Sittlichkeit, in der solche Simplifizierungen wie «gut» und «böse» kaum noch einen Platz haben. Er weiß oder ahnt doch schon, daß «gut» und «böse» sich oft berühren, verschränken, beinahe nicht voneinander zu trennen sind. Ist es unbedingt «gut», Gefahren auszuweichen, der Versuchung zu widerstehen? Ist solche Klugheit christlich? Oder wäre es eher im Sinne christlicher Ethik, dem Bösen nachzugeben, sei es auch mit Gewissensbissen? Eine gewisse Erfahrenheit in der Sünde ist der Seele vielleicht zuträglich oder selbst unentbehrlich . . .

Gide, stets innig beschäftigt mit Sorgen und Problemen dieser Art, geht zuweilen so weit, Heuchelei zu heucheln und Verlogenheit vorzutäuschen, zum Zwecke der Selbstkasteiung und Selbstverleugnung.

Er verleugnete sich keineswegs — im Gegenteil, er war ganz er selbst, «echter Gide» —, als er an den Grimassen und Emotionen des kleinen Blumenverkäufers so lebhaften Anteil nahm. Immer war es ja das Heimliche, Versteckte, Verbotene, was diesen moralischen Psychologen und psychologischen Moralisten am meisten faszinierte. Seit früher Jugend war Gide besessen von der Idee, daß hinter seinem Rücken allerlei Schabernack vor sich ginge. «Manchmal wollte mir scheinen», erzählte er uns in seinem Erinnerungsbuch, «daß ich mich nur geschwind genug umzudrehen brauchte, um dies geheimnisvolle Ich-weiß-nicht-was gleichsam auf frischer Tat zu ertappen.»

Uebrigens setzt er dieselbe Neugierde bei anderen voraus. Als ein

Freund — Julien Green — sich einmal bei ihm über die Indiskretion eines Dieners beklagte, bemerkte Gide mit einem durchtriebenen Lächeln, daß ein gewisses Interesse an seinen Privatangelegenheiten beim Personal ihm durchaus nicht unerwünscht sei. Ab und zu lasse er absichtlich leicht anstößige Briefe oder Tagebuchnotizen auf dem Schreibtisch liegen, eigens um die Neugier einer Köchin oder eines Butlers anzuregen. «Sie können sich denken, wie enttäuscht ich bin, wenn dann niemand sich die Mühe nimmt, meinen Geheimnissen nachzuspüren. Eine solche Zurückhaltung hat etwas Beleidigendes.»

Haben Gides Feinde also recht, wenn sie ihn «krankhaft indiskret» nennen? Aber sogar wenn ihr Vorwurf nicht ganz unbegründet sein sollte, jedenfalls machen sie sich selbst der plumpsten Indiskretion schuldig. Denn es sind ja Gides eigene Bekenntnisse, aus denen diese Ankläger ihre Schlüsse ziehen. Die Konfessionen eines aufrichtigen, mutigen Menschen boshaft auszunutzen — das ist viel ordinärer und viel niederträchtiger als glatte Verleumdung.

Wie billig und gemein, Gides Neugierde zu «entdecken» und anzuprangern, da er doch selber eben diesen Impuls immer wieder als einen der fundamentalen Züge seines Wesen bezeichnet hat. Gewiß, dieser unstillbar brennende Wissensdurst — eins der zentralen Motive der Gideschen Inspiration — kann sich auch auf spitzbübische oder selbst diabolische Art manifestieren. Indessen sind solche Neigungen, in Gides besonderem Falle, Grenzen gesetzt durch eine andere ihm eigentümliche Grundeigenschaft — seine unbedingte, unerbittliche Ehrlichkeit, die absolute «honnêteté» seines Charakters.

Ja, es ist entschieden geschmacklos, einem Menschen gewisse Schwächen vorzuhalten, die er selber freimütig enthüllt und analysiert. Was immer die anderen an Gide auszusetzen haben mögen — er selber hat es schon ausgesprochen, viel präziser und eindrucksvoller, als seine Feinde es je vermöchten. Sie nennen ihn eitel; aber was ist das gegen sein eigenes Geständnis? Im «Journal» spricht er uns von der «fixen Idee», die ihm quälend im Sinne liege — seiner «beständigen Frage»: *Bin ich liebenswürdig?*

Gide ist gefallsüchtig; ihm liegt daran, zu wirken, zu verführen; er hat Züge vom Schauspieler. (Erst ganz kürzlich kostümierte der Siebenundsiebzigjährige sich als König Oedipus und stellte den Helden seines eigenen Dramas auf der Bühne dar — vorsichtshalber zunächst nur in Aegypten . . .) Jeder, der einer öffentlichen Lesung oder «conférence» André Gides beigewohnt hat, kennt die nuancierten Effekte seiner Vortragskunst. Auch im Gespräch kann er unwiderstehlich sein; freilich kommt es auch vor, daß er sich reserviert, fast verlegen gibt. Denn seiner angeborenen Neigung zum Koketten steht eine angeborene Scheu entgegen. Auch ist dieser Gefallsüchtige nicht selbstgefällig.

Wenn er seiner Liebenswürdigkeit so sicher wäre — warum dann die «beständige Frage» und «idée fixe», von der im Tagebuch die Rede ist?

Er gilt als hochmütig, und mag es wohl manchmal scheinen — auf einem eleganten Empfang, zum Beispiel, oder in seinem Verhalten gegen aufdringliche Journalisten. Seine steife Haltung hat aber nichts mit Arroganz zu tun, eher schon mit Verlegenheit. Er ist verwundbar, leicht zu irritieren, vor allem durch taktlose Schmeichelei und plumpe Komplimente. Deshalb haßt er es so, als Mittelpunkt einer mondänen Gesellschaft zu figurieren. Meist gelingt es ihm, sich von derlei Veranstaltungen fern zu halten. Wenn aber irgendeine listig-zähe «femme du monde» ihn doch einmal in ihren Salon verschleppt, so wird sie an ihrem Fang wenig Vergnügen haben. Hatte sie gehofft, er werde mit spritzig-provokanten Bonmots die Konversation beleben? Statt dessen drückt er sich nun wortkarg und moros in den Ecken herum — die Züge erstarrt, versteinert vor Langeweile.

Seine Exklusivität bezieht sich nur aufs Literarische; im übrigen ist er wohlwollend, tolerant, anspruchslos, menschenfreundlich. Derselbe Mann, der im Verkehr mit «Prominenten-Jägern» und Tagesgrößen eine so eisige Distanz zu wahren weiß, verhält sich herzlich-höflich gegen Leute einfachen Standes. Die Geschichten eines alten Gärtners oder der Klatsch einer erfahrenen Concierge scheinen ihm fesselnder als die geschulte Beredsamkeit eines «Membre de l'Académie».

Naive, unverdorbene Menschen sind ihm lieber als Blaustrümpfe und Literaten; Kinder üben eine stärkere Faszination auf ihn aus als Erwachsene. Von seinem Penchant für halbwüchsige Araber hat die Gide-Legende übertrieben viel hergemacht. Seine Freude am Kindlichen kann sich auch auf durchaus unschuldig-heitere Art manifestieren.

Als er einmal meine Eltern in unserem Münchener Heim besuchte, wurden ihm meine kleinen Geschwister vorgestellt; Elisabeth mag damals etwa elf Jahre alt gewesen sein. Michael zehn. Gides Augen leuchteten, als er sie beschaute und in seinem etwas altfränkisch wohlgesetzten Deutsch allerlei Fragen an sie richtete.

«Nun, wie gefallen Ihnen meine Jüngsten?» erkundigte sich die stolze Mutter, sowie die beiden sich zurückgezogen hatten. «Michael ist schon ein ganz großer Junge, nicht wahr?»

«Mais, Madame!» Gide strahlte immer noch. «Vous savez qu'il est superbe. Il est robuste comme tout: c'est un plaisir de le voir.»

Sein Enthusiasmus war echt, wie das «Journal» bestätigt. Dort lesen wir in der Eintragung vom 1. Juli 1931: «Autofahrt zum Starnberger See, mit Thomas Mann und den Seinen. Die zwei Jüngsten sind mit von der Partie, beide bezaubernd hübsch . . .»

Er schien glänzender Laune während dieser sommerlichen Exkur-

sion; in seinem Tagebuch aber beklagt er sich über Kopfschmerzen, die ihm gerade an diesem Tage besonders zugesetzt haben sollen. Die Migräne wird als mildernder Umstand erwähnt, um die «mauvaise grâce», die «schlechten Manieren» zu entschuldigen, deren sich der Autor bezichtigt. Diese Selbstanklage spielt auf eine kleine Debatte mit meiner Mutter an — ein scherzhaftes Wortgeplänkel, bei dem es sich um eine naturwissenschaftliche Frage, nämlich um die Fortpflanzung der Schmetterlinge handelte. Die Diskussion wurde mit humoristischer Insistenz geführt, unter viel Lachen, ohne jede Schärfe. Trotzdem hatte Gide nachträglich Gewissensbisse.

«Merkwürdig, diese Neigung zu unhöflichem Eigensinn, die bei mir oft eine Folge der Migräne ist», heißt es weiter in der zerknirschten Tagebuchnotiz. «Beim Abendessen, welches sich an Thomas Manns Vorlesung in der Universität anschloß, saß ich zwischen Thomas Mann und Bruno Frank, dessen Konversation ich höchst anregend und erfreulich fand. Im Gespräch mit beiden bestand ich darauf, daß es außer dem Prometheus-Monolog auch noch ein kurzes, dreiaktiges Stück von Goethe gäbe, und daß es sich bei diesem Stück, dem übrigens der Monolog entnommen ist, *nicht* um die ‚Pandora' handle. Ich blieb auch dabei, daß es die Hafis-Uebersetzung von Hammer war, welche Goethe studierte, und die ihm die Idee zum ‚Divan' gab. Nachzuprüfen! . . . War es auch die Migräne, die mich dazu veranlaßte, ein viel zu kleines Trinkgeld für den Kellner zurückzulassen?»

In der Buchausgabe des «Journal» wird dann noch in einer besonderen Fußnote darauf hingewiesen, daß Bruno Frank in der Tat den Hafis-Uebersetzer Hammer mit einem anderen Mann gleichen Namens verwechselt habe. Zwischen diesem und Goethe konnte es nun freilich keine Verbindung geben, da der «falsche» Hammer einer wesentlich späteren Epoche angehörte. So viel über Bruno Franks kleinen Lapsus und André Gides sorgfältige Richtigstellung.

Ist André Gide ein Pedant?

Seine peinliche Genauigkeit, selbst wo es sich um Bagatellen handelt, ist als Ausdruck und Konsequenz einer geistig-moralischen Haltung zu begreifen. Vom Standpunkt absoluter intellektueller Redlichkeit kann ein fehlerhaftes Zitat ebenso verwerflich sein wie ein Verbrechen. Gide zitiert fast niemals, ohne vorher im Original noch einmal nachzuschlagen; und wenn er sich ausnahmsweise doch einmal auf sein übrigens phänomenales Gedächtnis verläßt, so gewiß nur mit allem Vorbehalt und unter nachdrücklichem Hinweis auf die Unschicklichkeit eines solchen Wagnisses.

Ein zweites Detail, das in der Münchener Tagebuchstelle Erwähnung findet, scheint einen anderen nicht ganz erfreulichen Zug der Gide-Legende zu bestätigen. Die Bemerkung über das unzulängliche Trink-

geld könnte auf eine gewisse Kleinlichkeit in finanziellen Dingen schließen lassen. Es klingt beinah, als ob zu den Schwächen, gegen die Gide anzukämpfen hat, eine garstige Neigung zum Geiz gehöre.

Es gibt eine Anekdote, von bösen Mäulern eifrig weitererzählt und von schlichten Gemütern für wahr gehalten, der zufolge Gide einmal einen bettelarmen jungen Poeten in ein ziemlich teures Restaurant zum Essen lud. Nach beendetem Mahle blieb man noch plaudernd beisammen, ohne daß der Aeltere die vor ihm liegende Rechnung auch nur eines Blicks gewürdigt hätte. Eine Viertelstunde verging, eine halbe; die letzten Gäste verließen das Lokal. Der Kellner kam immer näher an den Tisch heran und räusperte sich immer lauter, um die zwei säumigen Herren an ihre Pflicht zu erinnern. Der Poet, schon recht gequält und zapplig, schielt nach der Rechnung, dann auf Gide, von diesem zum stirnrunzelnden Kellner, und zurück zu dem diskret unter die Serviette geschobenen, ominösen Stückchen Papier. Weidete der unheimliche Gastgeber sich an der Pein seines Gastes? Er plauderte unbefangen — bis er schließlich die Konversation mit der beiläufig hingeworfenen aber doch eindrucksvoll pointierten Bemerkung unterbrach: «Que voulez-vous, cher ami? Je suis avare — c'est tout.»

Natürlich ist kein wahres Wort an der ganzen Geschichte. Aber angenommen sogar, Gide hätte sich in der Tat einen so grausamen Spaß erlaubt — es würde noch längst nicht seinen Geiz beweisen. Motive ganz anderer Art könnten ihn zu einer solchen Kaprice bestimmt haben — die Freude am psychologischen Experiment, oder einfach der Wunsch, seiner Legende einen neuen absurd-pikanten Zug hinzuzufügen. Ein umgekehrter Hochstapler, legt er es gelegentlich darauf an, schlimmer zu erscheinen, als er ist. Während andere ihre Tugenden zur Schau stellen und ihre Laster verbergen, verhält es sich bei ihm gerade umgekehrt.

In einer Charakterstudie, betitelt «Gespräche mit einem Deutschen» — ein wunderliches Stück Prosa, in mehr als einem Betracht — beschreibt er einen eher unsympatischen Patron, der von Köln nach Paris reiste, eigens um ihm, André Gide, seine Aufwartung zu machen. Aus irgendeinem nicht genau definierten Grunde argwöhnte Gide, daß der Besucher ihn um Geld bitten werde — womit er aber kein Glück haben sollte. Während er sich mit dem Mann unterhielt, bereitete Gide innerlich schon die Rede vor, mit der er das erwartete Gesuch um finanzielle Hilfe höflich aber entschieden abzulehnen dachte. Es kam nicht dazu; der Kölner machte keinen Pumpversuch. Warum betont Gide in seiner psychologischen Skizze, daß er eine Bitte, die niemals geäußert wurde, gegebenen Falles nicht erfüllt hätte?

Und warum ist er andererseits so übertrieben diskret, was seine generösen Impulse und Handlungen betrifft? Zufällig ist mir bekannt,

daß er oft bedeutende Summen verschenkt — nicht nur an bedürftige Freunde, sondern auch an völlig Fremde, die mit ihren Sorgen zu ihm kommen. Die Wohltaten hält er geheim, als ob er sich ihrer schäme; um so stolzer scheint er auf gewisse Launen oder Schwächen, die andere für schändlich halten könnten.

Zweifellos, bis zu einem gewissen Grade ist Gide selbst verantwortlich für das Geschwätz, das über ihn verbreitet wird. Besonders als junger Mensch hatte er eine ausgesprochene Neigung zum «épater-les-bourgeois»; auch amüsierte er sich wohl damit, die eigenen Freunde zu konsternieren. Es war im Zusammenhang mit Baudelaire, daß er einmal, höchst bezeichnenderweise, von gewissen «bizarren Zügen» sprach — «fast absurden Spannungen und Antagonismen, die leicht für Tricks (feintes) gehalten werden können — um so mehr, als er (Baudelaire) sich zuweilen in Tricks gefiel».

Gide mag wohl recht haben, wenn er im weiteren Verlauf seiner Studie ausführt, daß Baudelaires «feintes de parade» nicht nur den intellektuellen Pöbel skandalisierten (was ja der Absicht des «poète maudit» entsprach), sondern zuweilen auch verständnisvollen Lesern auf die Nerven gingen. Was diese, nach Gides wohlbegründeter Vermutung, am meisten ennuyiert haben dürfte, war der Umstand, daß ein gewisses Publikum den Dichter gerade um seiner Tricks willen bewunderte.

Scheinbar mit Baudelaire beschäftigt, enthüllt Gide gewisse potentielle Tendenzen und Gefahren des eigenen Charakters. Unleugbar, das Skandalöse zieht ihn an: er liebt es. Man ist nicht als «Dämon» und «Immoralist» verschrien und berühmt, ohne es selber darauf angelegt zu haben — sei es auch nur zeitweilig und nur halb absichtlich. Flaubert, von einem Verehrer gefragt, was für eine Art von Reputation er sich am meisten wünsche, soll ohne Zögern geantwortet haben: «Celle du démoralisateur.» Gide zitiert diesen Ausspruch mit amüsierter Billigung und heiterem Einverständnis.

Noch aufschlußreicher vielleicht ist sein Hinweis auf eine vergessene deutsche Streitschrift gegen Friedrich Nietzsche, in der es abschließend heißt: «Und so wird man sich dieses falschen Philosophen denn stets als eines Verderbers der Jugend erinnern.» — «Was wohl die reizvollste Karriere sein dürfte, die ich mir denken kann.» Der Nachsatz ist von André Gide.

Aber sogar wenn es ihn nach einem Ruhm so zweifelhafter Art gelüsten sollte — was in gewissen launenhaften Momenten wohl vorgekommen sein mag —, es bleibt erstaunlich, daß das Publikum und sogar manche Kritiker sich von solchen gelegentlichen «feintes de parade» oder Gala-Tricks täuschen ließen. Die diabolischen Anwandlungen und Ambitionen sind doch nur Arabesken am Rande eines

Charakters, den wir um seiner Integrität und Gradheit willen lieben und bewundern.

Oder sind es gar nicht die spielerischen Verstellungen und kapriziösen «feintes», die zum Mißverständnis Anlaß geben? Ist es seine Wahrhaftigkeit, die der gehässigen Legende Nahrung gibt? Gilt er als Zyniker, weil er die Lüge haßt? Hat man ihn als Anarchisten geschmäht, weil er sich über veraltete Konventionen hinwegsetzt? Seine echte Reinheit ist vielleicht anstoßerregender als seine gespielte Verderbtheit. Und was manche Leser und Rezensenten in seinen Schriften als «dunkel» oder «maniriert» empfinden, ist vielleicht die genaueste, klarste Formel, auf die er die Widersprüche seines Wesens bringen kann.

«Ma valeur est dans ma complication.» Er weiß es selber.

Ist das Vielseitige, Vielschichtige — widerspruchsvoll? Heißt es, sich selbst widersprechen, wenn man in wechselnder Laune und in wechselndem Zusammenhang verschiedene Ansichten und Möglichkeiten des eigenen Wesens bekennerisch enthüllt?

Do I contradict myself?
Very well, then, I contradict myself;
(I am large — I contain multitudes.)

Dies ist Walt Whitmans Stimme. Es gefällt mir, die strahlend selbstbewußten Worte des Amerikaners auf seinen weniger hünenhaften, weniger dynamischen französischen Bruder zu beziehen.

Es ist eine schwierige, gefahrenreiche Zeit, die das Wesen André Gides geprägt hat und die er nun seinerseits mit seinem Werke prägt. Wie sollten sein Werk und Wesen einfach sein? Wollen wir ihn weniger gefährdet, weniger gefährlich, als das Jahrhundert, welches durch ihn spricht?